

Ein geprellter Schuft.

Aus dem Leben Murillo's.

Murillo, der größte spanische Maler aller Zeiten, empfing eines Tages den Besuch eines der reichsten Kaufherren von Sevilla, der ihn ersuchte, ihn nach dem Martiplatz zu begleiten, wo er ihm eine schöne Räumerei zeigen werde, deren Bildniß er von ihm gemalt haben wollte.

Schon die erste Skizze ließ ein Meisterwerk erwarten. Der Kaufherr, der kam, um sich nach den Fortschritten der Arbeit zu erkundigen, war entzückt davon, geriet aber vor Schreck und Jörn ganz außer sich, als Murillo ihm erklärte, er werde ihm das Bildniß nicht unter tausend Goldstücke lassen. Unter Loben und Flüchen nannte er den ganzen Handel null und nichts, erklärte sich jedoch schließlich mit der neuen Forderung einverstanden.

Beweg verblüfft.

Was ein Regenboot ist, wußte er damals noch nicht. — Aber er schlug nach.

„Nicht nur der Narr, sondern auch ein kleiner Junge“, sagte S. L. Crapo, heute einer der jüngsten Eisenbahn-Leiter in den Ver. Staaten, „fragt mehr als zehn Weisje beantworteten können.“

Ich selbst habe seiner Zeit, als ich noch nicht trocken hinter den Ohren war, den heute gelehrten Seefeldens Admiral Dewey durch eine noch dazu auf Schiffswesen bezügliche Frage ganz verblüfft. Wie andere Burfschen meines Alters interessierte ich mich sehr für Wasserfahrten und so fragte ich eines Tages meinen Vater, warum man ein bestimmtes Segelboot, das auf dem Wasser durch seine Sprünge gewöhnlich den Jassosen viele Noth macht, „Catboat“ nennt; warum nicht Hundebot oder Vogelboot etc.

Am Juni v. J., als Admiral Deines Montojo's Flotte zerstört hatte, sagte mir mein Vater lachend, daß der Feld von Manila und der Offizier, den ich durch meine Catboat-Frage in Verlegenheiten brachte, identisch seien. Er hat doch noch Schiffswesen mehr verstanden als ich und meine damaligen Sport-Gefährten zusammengewomen.

Toneha's Tod.

Fünf Minuten Verpöpfung kostete dem Wilden das Leben. — Ein dreifacher Mörder.

Zu spät kam der athemlose Bote, die Flintenschüsse hatten getracht und der Verurtheilte lag als Leiche neben seinem offenen Grabe.

Walla Toneha, ein Choctaw-Indianer, war wegen Mordes zum Tode verurtheilt und die Hinrichtung in Klitchi, T. L., auf Montag Morgen festgesetzt worden. Da erließ Bundesrichter Clayton in South Walker, demselben Indianergebiet, ein Dekret, welches die Hinrichtung aufschob, was wohl eine Beantragung zur Folge gehabt hätte.

Doch es galt ein Menschenleben; ein Bote warf sich auf's Pferd und jagte davon; das jähre Pönd durchschwamm angeschwollene Ströme mit seinem Reiter, aber am Sonntag Abend konnte es nicht mehr weiter. Die Nacht wurde im stürmenden Regen bei den Seven Hills verbracht; und bei Sonnenaufgang sollte Toneha sterben. Der Bote raffte sich auf; die letzten zehn Meilen legte er zu Fuß zurück und erreichte auch Klitchi noch seiner Meinung nach rechtzeitig, aber als er dem Hinrichtungsplatz zukehrte, den richterlichen Befehl hochschwänzend, führen eben die todbringenden Augen dem Indianer in die Brust.

Toneha hatte sich seinem Schicksal mit der stoischen Ruhe seiner Rasse ergeben. Seine letzten Worte waren: „Toneha ist keine Sauwag; alle Choctaws sind brave, sterben wie Männer.“ Dann bestellte er ein feines braunwollenes Hemd ein weißes Papier als Tischdecke und empfing stehend den Tod. Er war der beste Baseballspieler des Territoriums, ein sicherer Schütz mit der Flinte und dem Bogen, aber sonst ein „bad Indian“, denn drei Morde wurden ihm zur Last gelegt. Sein letztes Opfer war sein eigener Onkel Mazon Gossin, den er im December 1896 im Streite erschoss.

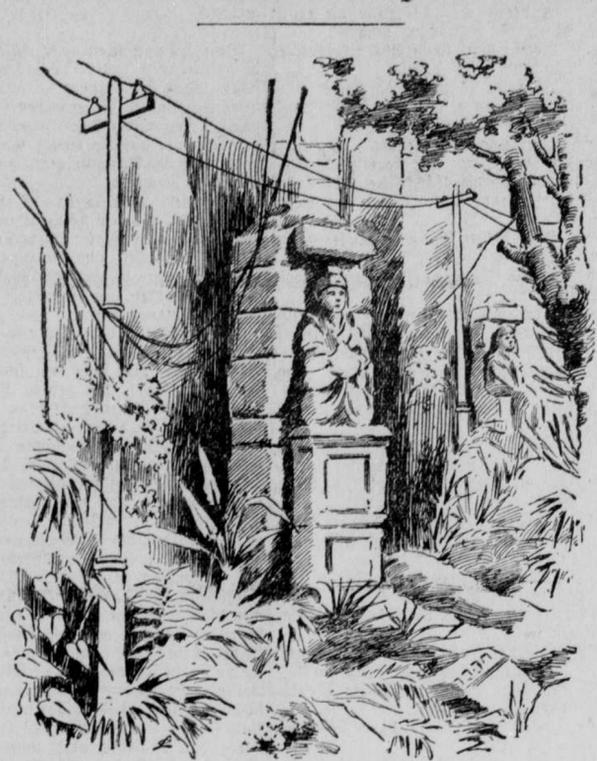
Nationalität n-Ausgleich.

Wenn Senator Hansen in der kleinen, an der schleswischen Ostküste gelegenen Hafenstadt durch die Straßen ging, zog Jedermann vor ihm den Hut. Mit seiner stämmigen, aufrechtgehenden Gestalt, dem roten Gesicht und dem weißen Badendart sah er wie eine der zwar nicht hohen, aber um so fröhlicheren Eichen aus, die an den Säumen der wenigen schleswischen Wälder stehen, und die über des Plattlands vorbeischießende Sturm erbt so gesund und frohig macht.

Eine Geschichte lebte in der Stadt, von der aus Feingefühl aber mit Senator Hansen nie gesprochen wurde, die diesen Groll auch zu erklären suchte. Wierzig Jahre war diese Geschichte her. Damals war die Stadt noch dänisch und Senator Hansen war Gymnasiast. Einmal im Sommer, als er mit ein paar Freunden einen Ausflug machte, begegnete er auf der Chaussee dem Landrath. Auch des jungen Hansens Vater war schon ein guter deutscher Mann, und darum mochte er auf die dänische Gemaltheitschicht, die in Schleswig eingewickelt war, zu Hause seinem Unmüthe nicht selten Luft machen. Am jungen Hansen war dies väterliche Saatthorn fröhlich aufgegangen, und als der Landrath nun daherkam, so fing etwas ihn zu kugeln an.

Nicht fern von der Stadt lag ein sam ein blühendes, statisches Schöbirt mit weiten über das umliegende, hier und dort von einem kleinen Buchenschlaube bestandene Büchelnd bis hinströmenden grünen Weidbüden. In den Ställen standen fetter Röhre, rotze und gefleckte, Fleisch- und Milchfüße, mehr als hundert Stück, und Alles gehörte Niels Christianen. Gleich Senator Hansen einer der alten, niedrigen knorrigen Eichen, so Niels Christianen einem jungen, hohen, schlanken, aber darum nicht minder kräftigen Bucherflamme, wie er in der ganzen Welt nicht schöner wächst, als am frischen Ostseestrand. War Senator Hansen der vorzüglichste Kheber in der Stadt, so Niels Christianen von der Königshaus bis nach Flensburg der ausgezeichnete Landwirth. Seine Mutter ging bis nach England, und so

Vergangenheit und Gegenwart in Nicaragua's Urwald.



Bekanntlich hat es schon seit Jahrhunderten nicht an Projecten gefehlt, die zum Ziele hatten, den großen Nicaraguasee nach Westen durch einen Durchstich des Isthmus mit dem Stillen Ocean und nach Osten mittels des San Juanflusses und eines Kanals mit dem Atlantischen Ocean zu verbinden und so die sehnlichst gewünschte Wasserstraße herzustellen, die den langen, gefährlichen Umweg um die Südspitze Südamerikas, das gefährdete Cap Horn, ersparen soll. Da in letzter Zeit die Verwaltung der Vereinigten Staaten immer ernster daran denkt, den Bau des Kanals unter amerikanischer Controlle durchzuführen, bringen

wir unseren Lesern heute eine Naturaufnahme aus jenen mittelamerikanischen Urwäldern, welche Vergangenheit und Gegenwart wunderbar zusammenstellt. Auf diesen jungfräulichen Boden erhebt sich neben dem steinernen Götzenbilde eines längst untergegangenen Kults die Telegraphenstange als Zeichen der vordringenden Civilisation. Die Götzenbilder künden trotz ihres Verfalls, auf welcher Höhe plastischer Kunst, jene verschwundenen Völker einst gestanden haben mögen. Götzenbild und Telegraphenstange im tiefen Schweigen des Urwalds vereint, welches sprechendes Bild von „Vergehen und Werden“!

Pferde, die er züchtete, einen schweren Schlag, mit breitem Rücken und biden Beinen, verkauften die Pferdehändler nach ganz Deutschland als echte dänische Rasse. Von dänischer Rasse war Niels Christianen auch selbst. Während Senator Hansen aber, wo er auch sah und stand, ein kräftiges lautes Wort gewöhnt war, trug Niels Christianen still, wie er von Natur veranlagt war, seine Gesinnung in sich. Ja, im Grunde verriet er sie nur insofern, als er am Abend sein Glas Bier nicht in der deutschen „Sonne“, sondern im „Hotel Danmark“ trank.

Zwischen Senator Hansen und Niels Christianen bestand eine gewisse Beziehung und auch diese Geschichte kannte die ganze Stadt. Senator Hansen hatte eine Tochter, Marie — und Niels Christianen und Marie Hansen hatten sich in einander verliebt. Wie das gekommen und bei dem Abgrund der politischen Gesinnung, der diese beiden Männer trennte, überhaupt möglich geworden war? Sehr einfach. Senator Hansen hatte für Niels Butter verladen und das hatte Niels in sein Haus geschickt, denn in Geschäften hört die Politik auf. So hatten Niels und Marie sich kennen gelernt und nun hörte die Politik auch in der Liebe auf. Niels hielt darauf bei Senator Hansen in aller Form um Marien an und jetzt zeigte sich der Groll, den der Senator gegen Alles, was dänisch war, empfand, in seiner vollsten Deutlichkeit. Marie wurde nach Flensburg in ein Pensionat geschickt.

Ein Jahr war Marie fortgeblieben. Seit ein paar Tagen war sie wieder heimgekehrt. Es hieß, sie sähe bleich und verfallen wie ein Schatzen aus. Am Stammtisch erzählte Senator Hansen, sie hätte das heimische bekommen, der Arzt selber hätte die Heimreise verordnet. Natürlich, was sollte es bei dem Mädel — sonst war sie doch ganz gesund — auch anders sein? Es war eben das Heimweh. Ein paar Wochen — dann würde das Mädel wieder so rotze Baden und so lustige Kugeln haben wie früher.

Senator Hansens Haus stand am Markt. Es war ein richtiger alter Hansabau. Neben dem Hausthor ragte auf starker Erde ein vierstöckiger, fensterreicher Erker in den Biergasse hin ein, und Nebel, der daran vorüberging, konnte durch die Gardinen ungenirt in die Stube sehen. Niels ging nicht daran vorüber. Das mied er, aber an einem der nächsten Nachmittage, als es schon dämmerig wurde, stand er mit Marie zusammen draußen am See hinter einem Buchenhügel.

„Marie!“ sagte Niels und zog den tranken Schab an seine breite Brust. Wenn Niels recht zärtlich war, sprach er dänisch und „Marie“, so hieß auf dänisch eben „Marie“. Marie weinte, denn Niels wußte auch nicht, wie es mit ihnen werden sollte und wie der Widerstand des Vaters zu überwinden war. Uebriens war Senator Hansen jetzt sehr beschäftigt. Am nächsten Sonnabend feierte die freiwillige Feuerwehr ihren alljährlichen Herrensommers, Senator Hansen war ihr Vorsitzender und so

hatte er jetzt in dieser Angelegenheit bedeutend zu thun. Nur deshalb hatte sich Marie so unauffällig hersehlichen können. Endlich aber mußten sie sich trennen, geben sich den letzten Kuß, und Nebel ging einen anderen Weg nach Hause.

Als Niels an diesem Abend in der schon leeren Gaststube im „Hotel Danmark“ bei seinem letzten Glase Bier saß, reifte in ihm ein Entschluß absonderlicher Art.

Der Festkommers der freiwilligen Feuerwehr am nächsten Sonnabend — er wurde in dem neuen großen Saale der „Sonne“ abgehalten — belief sich alljährlich, die große Rede, die Stimmung wuchs immer mehr, und als es Mitternacht schlug, gab es Herren an der Festtafel, die bereits zwölf Glas Bier und sogar noch mehr getrunken hatten. Wer beschrieb nun die allgemeine Verwunderung, als die Thür aufging und Niels Christianen hereintrat? Die freiwillige Feuerwehr war ausschließlich „deutsch“. Was also wollte Niels Christianen hier?

Senator Hansen wurde noch röther im Gesicht, als er schon für gewöhnlich war, und das wollte etwas heißen.

„Was wollen Sie hier, Herr?“ schrie er Niels an.

Niels antwortete nicht. Er bestellte bei dem Kellner ein Glas Bier und setzte sich dabei ganz ohne Umstände mit an den Tisch.

„Hinaus!“ rief Senator Hansen. Aber Niels stand nicht auf, und jetzt that er etwas.

Niels stemmte sich nämlich in seinen Sessel zurück, die Hände in die Taschen, öffnete seinen Mund und dann fing er an zu singen, mit schmetternder Stimme:

„König Christian stod ved højen Mast i Rog og Damp“, so sang er. Das hieß „König Christian stand am hohen Mast in Rauch und Dampf“, und das war die dänische Volkshymne, die in Nordschleswig als aufreizend und deutschfeindlich von den Behörden verboten ist. Und nun war das ganze so räthselhafte Benehmen Niels Christianens mit einem Male klar. Er war einer von den Chauvinisten und war erpicht hierher gekommen, um sie alle miteinander zu beleidigen.

„Raus!“ schrie Senator Hansen. „Raus!“ schrie er jetzt die ganze freiwillige Feuerwehr. Aber gutwillig wollte Niels nicht gehen, er flammerte sich an seinen Stuhl. Fünfzig Häufte regneten jetzt auf ihn ein, schrittweise mußte er bis an die Thür gebracht werden, endlich floh er auf die Straße hinaus, in die Nacht.

Am anderen Morgen herrschte im Hause Senator Hansens Schrecken und Bestürzung. Marie hatte einen langen Ohnmachtsanfall gehabt und der Arzt war gekommen. Grund dieses Anfalls war, daß ein Gericht zu ihr gedungen, der junge Niels Christianen sei in der verflochtenen Nacht halb ja vielleicht ganz todgeschlagen worden. Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, Herr Senator“, sagte der Arzt, nachdem er sie in's Bett geschafft

worden war, „so geben Sie dem Fräulein Herrn Christianen zum Mann. Der ist ihre Krankheit. Ich stehe sonst, was ihren Gesundheitszustand anbelangt, für nichts mehr.“

Senator Hansen ging, die Hände auf dem Rücken, tobend im Hinterzimmer auf und ab. Die Sonntagsglocken läuteten, aber er hörte davon nichts, bis die alte Pöse hereinkam und meldete, daß Jemand draußen sei — Herr Christianen. Gleich darauf stand Niels auch schon vor ihm. Um seinen Kopf hatte er ein weißes Tuch und den einen Arm trug er in einer schwarzen Binde.

„Herr!“ brachte Senator Hansen nur hervor. Er rang nach Luft.

„Verzeihung, Herr Senator“, sagte Niels — „ich halte hiermit zum zweiten Male bei Ihnen um Marie an. Das erste Mal versagten Sie sie mir. Mit Recht. Denn ich bin ein Däne und Sie haben einmal, ich glaube vor vierzig Jahren, dänische Prügel bekommen. Gesehn habe ich deutsche bekommen. Freilich, sie haben mir nicht weh gethan, denn ich habe gelaubt und gehofft, mir damit Marie verbieten zu können. Herr Senator, sind wir nun quitt?“

Erst war Senator Hansen eine ganze Weile stumm. Dann tobte er noch viel mehr, aber in seinem Gesicht zuckte etwas, wie nach einem heißen Tage fern über der See am Horizonte wie ein Wetterleuchten. Die Thür öffnete sich und Niels stand da. Das bloße Wetterleuchten in Senator Hansens Antlitz ging in ein clementeres donnersches Gewitter über, und Niels floh mit einem Schrei Niels an die Brust.

Ungefähr ein Jahr später war Tausend, und die Hartnäckigkeit und der Stolz, mit welchem Senator Hansen am Stammtisch von seinem Entschluß sprach, so daß ihm die Politik daneben gar nicht mehr interessant vorkam, wurde schließlich immer unerträglich.

„Wird es ein Deutscher oder ein Däne?“ fragte er am Tagtage Niels. „Deutsch ist seine Muttersprache“, erwiderte Niels. „Es wird ein Deutscher!“

Ein Original.

Der frühere Pastor Straderjan in Hude, war ein echtes Original. Er litt einmal an einer heftigen Entzündung der großen Nese und ließ sich von einem Oldenburg'schen Arzt behandeln. Eines Tages hat dieser denn wieder das entzündete Glied einer längeren Untersuchung unterzogen und kommt schließlich zu dem Resultat, daß eine Amputation der Nese nothwendig sei. So saß er zu Straderjan, der ihn um seine Meinung befragt: „Ja, Herr Pastor, es geht nicht anders, die Nese muß amputirt werden. Ich werde morgen wiederkommen und meinen Kolleken mitbringen.“

„Nun Kolleken wollen Sie mitbringen? Was soll denn der?“ fragte er. Und ohne den Arzt zu Worte kommen zu lassen, springt er auf, reißt die Thür auf und ruft: „Sinnert, kumm mal her!“

Sinnert kommt: „Sinnert, hal mal n' Stemmen und n' Hammer.“

Sinnert, ohne viel zu fragen, holt das Verlanete. Mittlerweile hat Straderjan den Verband entfernt und stellt den Fuß auf die Thürschwelle. „So, Sinnert, nu sett dat Stemmen hier mal up“, und zeigte auf die frante Nese.

„Aber Herr Pastor“, wagt Sinnert zu ähnen.

„Sett dat Stemmen hier up, und nim den Hammer und hau dar mal bückia up.“

„Aber Herr Pastor —“

„Sinnert — hau to.“

Und Sinnert, an unbedingten Gehorham gewöhnt, schlägt kräftig zu und trennt die frante Nese ab.

„So Herr Doctor, das wäre gemacht, nun verbinden Sie mir den Kramp, von einer solchen Sache machen wir nicht so viel Aufhebens.“

Der Arzt verband ihm den Fuß, und in kurzer Zeit war die Wunde wieder geheilt.

Eisenbahnbau in Afrika.

Bis vor einem Jahrzehnt beschränkte sich der Eisenbahnerleer in Afrika auf schmale Randflächen einzelner Küstengebiete wie Algier, Tunis, im Caplande, Natal, auf Transvaal, den Drangestreek, Senegambien und eine kurze Strecke von Unterägypten. Seitdem ist, nachdem mit den letzten Jahren die eigentliche Auftheilung Afrikas vor sich ging, eine Reihe großartiger Bahnprojekte theils geplant, theils in Angriff genommen worden. Den Anfang machten die Belgier mit der Congoebahn, welche zur Umgehung des durch Cataracte nicht schiffbaren Theils des riesigen, centralafrikanischen Stroms mit einer Länge von rund 400 Kilometer von Boma bis Leopoldville geht. Sie hat ca. 40—50 Millionen Franken gekostet und ist aus Privatinitiative und Privatcapital hervorgegangen; allerdings mußte später der belgische Staat subventionirend eingreifen. Im vorigen Sommer vollendet, bedeutet die Congoebahn ein eminentes Kulturwerk im inneren Afrika. Schon früher trugen sich die Franzosen mit dem großartigen Plane einer Saharaebahn, die das französische Nordrind in das Innere von Norden her erleichtern und eine Verbindung zwischen Algier und dem Negergebiet bis französisch-Senegambien im Westen herstellen sollte. Diese immer noch hart an Zukunftsmuff stehenden Projekte wurden jüngst aus Anlaß der französischen Fashoda-Niederlage wie-

der aufgewärmt. Ein alter Verehrter der Nese, der bekannte Nationalökonom Leroy-Beaulieu, führte aus, wie die ganze 2000 Kilometer lange, die ganze Sahara durchquerende Bahn nur 120 bis 180 Millionen Franken kosten, dann aber, unabhängig von der Seeberrschung Englands, Frankreich in den Stand setzen würde, von seinen 60,000 Mann Truppen aus Algier und Tunis in wenigen Wochen eine solche Truppenmacht nach Innerafrika, auch in das obere Nilgebiet, zu werfen, daß selbst England nicht widerstehen könnte und Frankreich dort die Vorherrschaft gesichert würde. Nach Südtunis hat Frankreich derzeit eine 250 Kilometer lange, vorerst strategischen Zwecken dienende Bahn von Sfar nach Gessa im Bau, in Senegambien ist ein Eisenbahnez erheblich ausgedehnt worden, dazu stellt es im Osten Afrikas, südlich von Abyssinien, eine Bahn von Djibuti nach Harrar her, obwohl es dort politisch noch gar nicht festen Fuß gefaßt hat und nach dem Ausgange der Fashoda-Angelegenheit die Niederlande, von seinen Festungen im Norden und Westen Afrikas seine Einflusssphäre bis an die Ostküste auszudehnen und sich einen Ausgange nach dem Indischen Ocean zu schaffen, vorerst zu Wasser geworden sein dürften. Große, allerdings noch nicht zur Ausführung reife Eisenbahnprojekte besitz Frankreich ferner in seiner Congo-Colonie. Und was Geldmittel und Wagemuth anlangt, so darf man daran erinnern, daß kürzlich für staatlichen Eisenbahnbau in der französischen Colonie Tonagina nicht weniger als 200 Millionen Franken bewilligt worden sind. Indessen haben in den letzten Jahren die Engländer mit ihrer Sudanbahn in aller Stille eine bewundernswürdige Colossalleistung ausgeführt. Während bis vor wenigen Jahren der Schienenstrang in Unterägypten vom Mittelmeer nur wenige hundert Kilometer nilaufwärts lief, geht er jetzt bis in's Herz Innerafrikas; in kürzester Zeit werden die noch bestehenden Lücken ausgefüllt sein und eine 2300 Kilometer lange Eisenbahn von Alexandria nach Chartum führen. Erst der Bahnbau hat den Erfolg der Engländer im Sudan und ihren Sieg bei Omdurman ermöglicht, wie nur die Eisenbahn in Verbindung mit dem Nil, also die leichteste und beste Verkehrsmaßigkeit, die Wahrung der Position in Innerafrika und die wirtschaftliche Erhellung jener reichen Länder gewährleistet.

Ueber die Kosten dieser englisch-ägyptischen Sudanbahn, die ein paar Hundert Millionen Mark erreichen dürften, ist gar kein großes Aufsehen gemacht worden. Die Bahn wurde eben für die Ziele der englischen Colonial- und Weltpolitik für nötig gehalten, und da werden die Mittel ohne Weiteres gewährt. Zugleich wird engherzige im Süden des Continents die Eisenbahn vom Caplande durch Rhodessia geführt und, wie man annehmen kann, in absehbarer Zeit bis zum südlichen Seengebiet reichen. Die stolze Nese des Herrn Cecil Rhodes, eine durchgehende Bahnverbindung durch die ganze Länge des afrikanischen Continents vom Cap bis Alexandria zu schaffen, dürfte allerdings noch längere Zeit der Ausführung barren. In eifriger Ausführung befindet sich dagegen bereits die englische Ostafrikaebahn von See. Die Pläne für eine ostafrikanische Eisenbahn nach dem indischen Seengebiet tauchten deutscher- und englischerseits ungefähr gleichzeitig auf.

Während aber England entschlossen zur That schritt, ist, wie die Berl. Reichs. Nachr. beklagen, das deutsche Project, nachdem man es bereits officiell studirt und zum Theil vorbereitet hatte, zunächst ganz wieder aufgegeben! Nicht einmal eine minimale Summe ist, wie früher, zum Studium in den Etat eingestellt, trotz warmer Bestürzung durch die deutsche Colonialgesellschaft. Vielleicht gibt der Besuch von Cecil Rhodes in Berlin dem Unternehmen bessere Unterstützung.

Im modernen Bühnentück spielt neben Echebrach, Vereruna und Laster bekanntlich der Nilotismus eine große Rolle. Unsere Verwendlicher lieben es, ihrem Publikum sozusagen blauen Dunst vorzumachen. Die wachsende Feuergefährlichkeit der dramatischen Production die mit Vorliebe solche brennende Fragen behandelt, hat nun die Requisite einiger Darsteller Theater auf einen inangewöhnlichen Einfall gebracht. Sie haben nicht bloß den Schauspielern das Rauchen auf der Bühne untersagt, sondern auch alle Zerfällten abstrichen, deren Wirkung den Tabakgeruch voraussetzt. In Darfchau gibt es also derzeit nur nitotinfreie Dramen. Man kommt vielleicht so weit, auf dem Theaterzettel „Stüde für Nichtraucher“ anzukündigen.

Das die Sonne erkaltet, ist schon häufig wiederholt worden; jetzt hat aber der norwegische Professor Birckel in Christi-na einen Vortrag gehalten, in welchem er nachwies, daß die Sonne nicht nur immer mehr Wärme verliert, sondern sie sogar mit beunruhigender Maschheit verliert, so daß sie in etwa hundert Jahren kein Licht mehr spenden wird, wenn sie nicht bis dahin durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß neue Wärme erhält. Ein anderer norwegischer Gelehrter, Prof. Mohn, erklärt, daß Prof. Birckel's Redht hat und daß man die einzige Erklärung für gewisse meteorologische Erscheinungen in der raschen Verkaltung der Sonne suchen muß.